

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 241.

Freitag, 15. Oktober.

1910.

(15. Fortsetzung.)

S. M. S. Grille!

(Nachdruck verboten.)

Roman von Otto Essler.

Er fuhr mit seinem Boot wieder am Rand, und S. M. S. „Grille“ lag wieder so ruhig da, wie vorhin. Nur die Mannschaften hatten jetzt einen ausgiebigen Stoff der Unterhaltung. Am liebsten wäre jeder von ihnen mitgefahren, um den „verdammten gelben Schuften“ ordentlich die „Facke auszuklopfen“.

Inzwischen fuhr die Barkasse unter Volldampf den breiten Strom hinauf. Horst hatte dem Maschinisten Befehl gegeben, so schnell wie möglich zu fahren und die Kohlen nicht zu sparen. Er war von einer nervösen Ungeduld ergriffen; er stand am Bug der Barkasse und schaute mit brennenden Augen in die Ferne, während seine Wangen eine fahle Blässe bedeckte. Wenn sie zu spät kämen! Wenn Räthe unter den rohen Häuten der Empörer ihr Leben gelassen — wenn — er schauderte bei dem Gedanken an diese Möglichkeit, so daß der jugendliche Seekadett, der ihm beigegeben war, besorgt fragte: „Soll ich Herrn Leutnant den Mantel holen? Herr Leutnant frieren . . .“

Horst machte eine abwehrende Bewegung, so daß sich der Seekadett bescheiden zurückzog. Horst bog sich zur Maschine.

„Ist Volldampf, Herr Leutnant“, sagte der Maschinist. „Mehr kann die Maschine nicht leisten.“

In rasender Eile fuhren die Kolbenstangen hin und her, und brohte sich die Schraube, die das Wasser zu schneeigem Schaum zerpeitschte. Hochauf spritzten die Wellen am Bug, und die Maschine stöhnte und keuchte wie ein edles Roß, das durch Sporen und Peitsche zur äußersten Kraftleistung angetrieben wird. Aus dem Schlot stieg mit heftigen Anstößen dicker Qualm empor und folgte als lange schwarze Fahne dem wie rasend dahinschießenden kleinen Dampfer. Zutweilen schoß die Roke züngelnd aus dem Schlot oder prasselnd und knisternd stob ein Funkenregen hervor.

Die Kapitäne, die Matrosen auf den großen Dampfern, an denen die Barkasse vorüber schoß, schauten erstaunt auf das kleine, schraubende, feuerpeinende Ungeheuer, und die Segel- und Ruderboote entfernten sich schleunigst aus seiner Nähe, um nicht in die Gefahr zu kommen, überannt zu werden. Denn nichtsichtlos verfolgte die Barkasse ihren Weg; warnend erklang oft die Stimme ihrer Dampfpeife; im Winde flatterte die deutsche Kriegsmarine-Flagge, so daß alle Boote dem kleinen Dampfer Platz machten und niemand es wagte, seinem rasenden Lauf entgegenzutreten.

Je weiter man kam, desto freier wurde die Bahn, desto rascher schoß die Barkasse dahin. Aber Horst war diese rasende Fahrt immer noch nicht schnell genug. Der Maschinist zuckte die Achseln, er durfte der Maschine nicht mehr zumuten.

„Es geht nicht, Herr Leutnant . . .“

„Es muß gehen“, entgegnete Horst finster. „Leben und Tod von unseren deutschen Freunden steht auf dem Spiele.“

„Ich werde mein Möglichstes tun, Herr Leutnant.“

Horst bog sich wieder nach dem Bug der Barkasse und ließ den Blick in die Ferne schweifen, als könne er den Nebel der Ferne, das Dunkel des Abends, der sich niedersenkte, durchdringen.

Er sah ja nur immer ein entsetzliches Bild vor Augen: Räthe in den Händen der rohen Menge! — und er hätte aufschreien mögen vor innerer Qual.

Vorwärts! Vorwärts! — das war sein einziger Gedanke.

11.

Strahlend erhob sich die Sonne des kommenden Tages über die Gipfel der Berge und zerstreute wie mit einem Zauberstrich die Schatten der Nacht. Sie enthielt zugleich aber auch die Schreden der letzten Nacht, die wahrwichtige Zerstörungswut der Empörer und die Gefahr, in der die Bewohner der Mission schwebten. Das vor wenigen Stunden noch so friedliche Dorf, dessen Bevölkerung sich zum großen Teil schon zum Christentum bekannt hatte, war eine müßige Stätte der Zerstörung. Nicht nur die Feste und ihre nächste Umgebung waren ein Haub der Flammen und der Zerstörungswut der Rebellen geworden, sondern das ganze Dorf war ein wilder Trümmerhaufen, und, was das Schrecklichste war, in den Gassen lag hier und da die Leiche eines ermordeten Mannes oder einer Frau, die der Wut der Wahnsinnigen zum Opfer gefallen waren, weil sie sich der Empörung nicht anschließen wollten oder nur, weil sie dem Christentum anhängen.

Auch vor der Mission selbst sah es müßig aus. Die Felder und Gärten, die am Abhange des Berges angelegt waren, waren zerstampft und verwüßt. Nicht weit von dem Tore sah man die Leiche des langen Chinesen, den das Geschloß Krauses erreicht hatte. Mit verglasten Augen starrte der Tote, dessen Gesicht zu einer gräßlichen Fratze verzerrt war, zum Himmel auf. Weiterhin sah man noch zwei Tote liegen. Weggeworfene Waffen aber deuteten auf die eilige Flucht, durch die sich die Empörer den todbringenden Schüssen zu entziehen versuchten.

Aber das Schrecklichste war diese tobende Menge, die sich auf dem freien Platz in der Mitte des Dorfes umhertrieb und sich durch Zuzug von allen Seiten von Stunde zu Stunde vergrößerte. Einige Männer in wildphantastischer Gewandung streiften durch die Menge und suchten sie durch Ansprachen zu immer heftigerer Raserei anzufeuern. Rauchend und tobend schwoogen dann die wilden Burschen ihre Waffen, und es war ein Glück, daß ihnen keine Feuerwaffen zur Verfügung standen, sondern nur Speere, lange Messer, alte Säbel und schwere, keulenartige Stäbchen. So konnten sie wenigstens nicht aus der Ferne die in der Mission eingeschlossenen beschießen und nahe heranzukommen wagten sie nicht aus Furcht vor den Gewehren jener. Die feige Natur, der Untergrund ihres Charakters, machte sich wieder geltend und ließ auf Krauses Antlitz ein verächtliches Lächeln hervortreten.

Aber wehe dem Unglücklichen, der dieser fanatischen Menge schuß- und wehrlos in die Hände fiel! Die Keulen schmetterten auf sein Haupt nieder, die Speere und langen Messer bohrt in seine Brust, und tranken vor Wut schnitten ihm die Wunden den Kopf ab, den sie dann auf einen Speer spießten und als schauerliches Siegeszeichen umhertrugen.

Es waren angstvolle Stunden, die die Bewohner der Mission verlebten. Mit entschlossener Miene hielt Krause noch immer am Tore Wacht und suchte den Mut der treugebliebenen Chinesen durch kräftige Worte zu heben, indem er ihnen vorstellte, daß sie mit ihren Gewehren jeden Angriff abwehren könnten, bis aus der nächsten Stadt Hilfe heranrücken würde. Nahe heranzukommen, wagten die Empörer ja auch nicht mehr; aber sie umlagerten in weitem Kreise die Station, mit gierigen Augen hinübersehend, wie ein Rudel Wölfe, das auf das Ende des gehehten Hirsches wartet, um dann deutehungerig über ihn herzufallen und ihn zu zerreißen.

Ein Entkommen war unter diesen Umständen nicht zu denken; man mußte warten bis Hilfe von außen kam.

Unruhig wälzte sich Fred auf seinem Lager umher. „Wenn ich doch nur aufstehen könnte“, sagte er ungeduldig. „Jetzt bin ich euch nur zur Last.“

Räthe suchte ihn zu beruhigen. Sie erzählte ihm, daß der Maschinist mit dem Motorboote fortgefahren sei, um von der nächsten Stadt Hilfe herbeizuholen, die sicherlich heute noch eintreffen würde.

„Ich will es hoffen“, entgegnete Fred, „um deiner willen, Räthe. Denn der Gedanke, dich in diese Gefahr gebracht zu haben, liegt mir schwer auf der Seele.“

„Sorge dich nicht um mich, Fred, ich werde schon durchkommen. Ich fürchte mich nicht.“

„Ja, du hast Mut — aber du kennst diese Menschen nicht, die in ihrer fanatischen Wut zu Bestien werden. Könnte ich doch mit dem wackeren Krause Seite an Seite stehen! Wenn er auch manches durch sein rauhes Wesen und durch unzeitige Härte verschuldet hat, so ist er doch jetzt unser einziger Schutz.“

„Ich bitte dich, Fred, sprich nicht zu viel. Je ruhiger du liegst, desto besser ist es für dich und desto eher wirst du wieder gesund.“

„Ja, ja, ich weiß“, murmelte der Verwundete und ließ sich mit einem tiefen Seufzer wieder in die Kissen sinken.

Langsam vergingen die Stunden. Heiß brütete die Sonne auf dem Tale, die Empörer zogen sich zum größten Teil wieder in das Dorf zurück, wo sie um Feuer lagerten, ein Ramm oder ein Zülein brieten und sich an dem Brantwein berauschten, den sie in der Faktorei erbeutet hatten. Nur einzelne Wachen waren auf den Bergen zurückgeblieben.

Wölchlich machte sich jedoch in der Menge eine lebhaftere Unruhe bemerkbar; man eilte hin und her, man gestikulirte heftig, man schrie und tobte, und einzelne Trupps lösten sich von der Masse ab und verschwanden in den Bergen.

Auf der Landstraße, die sich von Osten her an dem Flusse entlangzog, zeigte sich eine kleine Staubwolke, die rasch näher kam. Doktor Schaffer richtete das Fernrohr auf sie; als er es wieder absehte, atmete er erleichtert auf.

„Gott sei Dank“, sagte er freudig, „wir sind gerettet. Dort kommt ein Trupp regulären Militärs heran, den wahrscheinlich der Gouverneur von Hankau geschickt hat.“

„Trauen Sie den Soldaten nicht allzu sehr“, meinte Krause. „Man hat es schon oft erlebt, daß sie gemeinsame Sache mit den Empörern gemacht haben. Und diese Handvoll Soldaten, nicht mehr als eine größere Patrouille, kann wenig gegen die Menge ausrichten. Wir wollen jedenfalls auf unserer Gut bleiben.“

In der Tat waren es kaum zwanzig Mann, die unter Anführung eines Offiziers, der auf einem kleinen, rauh-

haarigen Pony ritt, in Geschwindigkeit anmarschiert kamen. Sehr kriegerisch sahen diese chinesischen Soldaten freilich nicht aus; es waren meistens junge Leute, denen scheinbar das Kriegshandwerk noch sehr ungewohnt war. In ihren kurzen, hemdartigen Kitteln, um die sich der Patronengürtel schlang, mit den weiten Hosen, die bis zur Hälfte der Wade gamaschenartig umschnürt waren, in ihren Schuhen mit dicken Filzsohlen und der turbanartigen Kopfbedeckung, machten sie trotz des modernen Gewehrs gerade keinen soldatischen Eindruck. Die Soldaten in Peking und anderen Hauptstädten des Reiches mochten schon besser ausgemüht sein, hier im Innern des Landes herrschte jedoch noch die alte Sitte, und nur die Bewaffnung war modernisiert.

Jetzt machte der Trupp Halt, und der Offizier auf dem struppigen Pony ließ durch ein Trompeten-Signal der aufwühlenden Menge seine Ankunft anzeigen. Diese antwortete jedoch nur mit wildem, tobenden Geschrei, wobei sie ihre Waffen schwenkten. Fester ballte sich die Menge zusammen; sie fürchtete sich scheinbar nicht im geringsten vor dem Häuflein Soldaten; mehrere Agitatoren schienen durch wilde Reden den Mut und den Fanatismus der Masse noch mehr anzufachen. (Fortsetzung folgt.)



Das Wasser haftet nicht an den Bergen, die Rache nicht an einem großen Herzen. Chinesisch.

Vom serbischen Kriegsschauplatz.

In großzügiger Weise ist nunmehr der Angriff deutscher und österreichisch-ungarischer Truppen gegen Serbien erfolgt; Drina, Save und Donau sind an mehreren Stellen überschritten; in der ganzen Breite von der Drinamündung bis zum Eisernen Tor ist der Vormarsch begonnen. Damit sind die ersten Aufgaben der strategischen Offensive gegen Serbien bereits gelöst. Sind doch die Gewässer des Landes, so wie sie im Frieden die Annäherungslinie der Kultur an Nordserbien darstellen, im Kriege das bedeutende Hindernis, das dem Einmarsch größerer Heeresmassen im Weg steht. Am schwierigsten gestaltet sich naturgemäß die Überquerung der Donau wegen der Breite des Stromes und der besonders im Frühling und Herbst heftigen Windströmungen, die die Durchführung von Brückenbauten erschweren. Die Tiefe der Donau beträgt bei normalem Wasserstande bei Belgrad rund 30 Meter, bei Thatalija 66 und bei der engsten Stromstelle, bei Brigada-Riff, 51 Meter; die Stromgeschwindigkeit erreicht zwischen Belgrad und Bazias durchschnittlich 1,3 bis 1,5 Meter in der Sekunde, vermehrt sich aber in den Engen des Durchbruchs ganz außerordentlich. Auch die Save bietet mancherlei Hemmnisse; sie wechselt in ihren bei Raca bis zur Einmündung in die Donau die serbische Grenze bezeichnenden Flußlauf häufig ihr Bett und überschwemmt die Ufer, die meist versumpft sind. Stellenweise bis zu 700 Meter breit, gewährt sie für die Verteidigung große Vorteile. Nicht anders verhält es sich mit der Drina, dem westlichen Grenzfluß Serbiens, der von seinem Eintritt in Serbien an ohne künstliche Mittel nicht zu passieren ist, zwischen Zvornik und Lognica eine Breite von 180–150 Meter erreicht und oberhalb Zvornik ein enges, von hohen Gebirgen umschlossenes Tal durchfließt. Die Überwindung dieser Flußläufe bedeutet also für ein Serbien angreifendes Heer bereits einen großen Fortschritt. Freilich sind die Schwierigkeiten der kriegerischen Operationen auf dem serbischen Kriegsschauplatz damit noch nicht erschöpft. Serbien ist Bergland, und die beherrschenden Gebirgsgruppen werden nur durch das Morabatal, das sich zwischen das österreichische Gebirge einschleibt, geteilt. Dieses nach der stärksten Festung des Landes, nach Niksch, führende Tal ist deshalb von besonderer strategischer Bedeutung. Höchstens der dritte Teil des Landes kann als sog. Mandrierterrain bezeichnet werden. In allen andern Gebieten muß der Gebirgskrieg mit all seinen Eigenheiten geführt werden. Das Bergland ist fast durchweg nicht bewaldet und gemahnt in landschaftlicher Beziehung an Steiermark.

und Kärnten. Nur die Randgebirge heben sich zu höheren Mittelgebirgen empor. Gegen die Donau und Save zu fällt das Bergland terrassenförmig ab. Die Hauptgebirgszüge sind vielfach durch Queräste verbunden, die dem Ganzen eine höchst wechselvolle Gestalt geben und bald engere, bald weitere fesselartig gebildete Höhtäler umschließen; sie stehen durch enge Felsstore und Schluchten vielfach miteinander in Verbindung und zeigen ebenfalls oft ausgesprochenen Balkencharakter. Bei einem solchen Terrain ist naturgemäß die Zahl der militärisch brauchbaren Verkehrswege sehr gering. War doch Serbien zudem, mit Ausnahme von Montenegro, das letzte europäische Land, das Eisenbahnen baute! Erst 1889 übernahm die serbische Regierung, die bis dahin an einen Vertrag mit ausländischen Gesellschaften gebunden war, selbst den Ausbau ihres Eisenbahnnetzes.

Die Hauptbahnlinie, die gerade jetzt eine so große Bedeutung gewinnt, ist die Orientbahn, die sich an die Linie Ofenpest-Semlin anschließt und in der Linie Sofia-Konstantinopel fortsetzt. Einzelne Schienenwege zweigen von dieser Strecke in das Innere des Landes ab. Die Bahnlinien sind mit Ausnahme derjenigen, die durch das Timoktal führt, zwar normalspurig, aber eingleisig; sie besitzen nur geringe Leistungsfähigkeit, und vor allem macht sich der Mangel an genügender Wasserversorgung bemerkbar. Das Serbien durchziehende Strassennetz ist in Anbetracht der natürlichen Grenzen, die durch die Gebirgsformationen bedingt sind, ziemlich dicht. Allein die Wege sind zum großen Teil der Belastungsprobe eines dauernden starken Verkehrs, wie sie der Vormarsch und die Verpflegung eines großen Heeres mit sich bringen, nicht gewachsen. Erst in der letzten Zeit sind einige nach modernen Grundsätzen angelegte Kunststraßen entstanden. Der Zustand der Verkehrsstraßen wird natürlich auch durch das serbische Klima beeinflusst, das im allgemeinen manche Ähnlichkeit mit den Witterungsverhältnissen der österreichischen Alpenländer aufweist. Nur in dem nördlichen ebenen Teil Serbiens ist es milde; gegen Süden zu wird es immer rauher und kälter, und im Gebirge bleibt der Schnee oft bis zum Juni liegen. Im Hochsommer herrscht in der Regel drückende Hitze mit ungewöhnlich häufigen Gewitterbildungen, die zu plötzlichen Abkühlungen führen. Die ausgedehnten Wälder rufen starke Ausdünstungen hervor, ebenso wie die versumpften Niederungen der Flüsse, und so ist das serbische Klima bei den eigentümlichen Schwankungen der Temperatur sehr ungesund. Am gesündesten ist es in der Zeit von Mitte September bis Ende Oktober, wo die wirklich schönen Tage am häufigsten sind. So hat denn auch in dieser Beziehung die neue deutsch-österreichische Offensive die günstigsten Bedingungen gewählt und den eigenartigen Forderungen des serbischen Kriegsschauplatzes Rechnung getragen.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Bei den französischen Verwundeten der Champagneschlacht. Der Berichterstatter des „Journal“ schildert im folgenden das Einbringen der Verwundeten aus der Champagneschlacht hinter die Feuerlinie: „In langen Reihen sind die Tragbahnen aufgestellt. Die Männer, die hier liegen, bleich und blutig, kommen soeben aus dem mörderischen Feuer. Es sind die ersten Schwerverwundeten aus dem tödlichen Gewühl der großen Offensive. Unser Sanitätswesen hat sich gebessert, den Grad der wünschenswerten Vollenbung hat es allerdings noch immer nicht erreicht. In den meisten Abschnitten unserer Angriffsfront in der Champagne — einzelne Ortsbezeichnungen zu nennen, ist mir nicht gestattet — werden die Verwundeten des Tages eingesammelt, so daß sie bis Mitternacht in den Lazarettstationen eingeliefert sind. Eine Kette von Pflegeposten verbindet den Verbandplatz mit dem Bahnhof. Die Bahnhöfe sind eilig zur Aufnahme der Schwerverletzten eingerichtet. Bei Tag und Nacht müssen Ärzte und Pfleger bereit sein. In einem Wartesaal liegen 40 Schwerverwundete, einige scheinen zu schlummern. Ein großer Junge von 20 Jahren blickt einer neben ihm knieenden Schwester röhrend einen Brief. Einige Verwundete unterhalten sich mit schwacher Stimme: „Was hast Du?“ „Ich bin am Wein getroffen.“ „Ich im Walden — durch eine Granatexplosion.“ Leise raunt ein Murmeln des Schmerzes durch den Raum. „Ach weh?“

„Es geht.“ Zwei Soldaten derselben Kompanie hat der Zufall nebeneinander gebettet. „Wo bist Du gestürzt?“ „Bei den Drahtverhauen.“ „Der Leutnant ist gefallen.“ „Und unser Unterleutnant auch.“ „Ach ja...“ Und wieder senkt eine dumpfe Stille sich über den Raum herab. Die beiden Kameraden schweigen. Der eine läßt müde die Augenlider zusammenfallen, der andere starrt schmerzhaft ins Weite...“

Kriegsleben und Kriegsfürsorge in Wien. Die folgende Schilderung des Wiener Lebens, die besonders das Wirken des österreichischen Roten Kreuzes würdigt, findet sich im „Journal de Genève“. Die Ausführungen sind um so bemerkenswerter, als das genannte Blatt zu den wenigen ententefreundlichen Zeitungen der Schweiz gehört: „Die Sonne leuchtet über der Stadt, und die Straßen sind mit Spaziergängern dicht gefüllt. Man sieht auffallend viele elegante und vornehme Erscheinungen in der Menge. Man hört hauptsächlich deutsche und ungarische Gespräche. Die Infanterieoffiziere in ihren hübschen hellblauen Uniformen, die Artilleristen und Husaren sehen vorzüglich aus und sind von korrekter Haltung. Sehr junge Verwundete schreiten langsam, auf den Stod gestützt, die Brust mit den Medaillen geschmückt, die alle Schmerzen vergessen machen. Die Kaffeehäuser sind zahlreich besucht; manchmal, wenn die Zeitungsverkäufer neue Nachrichten ausrufen, wird das Leben noch bewegter. Alles in allem widelt das Leben sich so normal ab, als dies in Kriegszeiten überhaupt möglich ist. Die Theater sind geöffnet und fast allabendlich dicht gefüllt. Die Lebensmittel sind durchaus nicht in dem Maße im Preis gestiegen, wie vielfach behauptet wird. Für 3 Kronen kann man in einem guten Gasthaus ein vortreffliches Mittagessen bekommen. Obst und Gemüse sind reichlich vorhanden. Dennoch birgt die Stadt auch ihr Maß von Kriegsleiden; in allen Stadtbezirken stehen Militärspitäler. Dorthin muß man gehen, um die Menge von Fürsorge zu erkennen, die den vom Krieg Betroffenen gilt. Unter der Leitung eines liebenswürdigen Oberarztes besuchte ich eine Musteranstalt. Die Verwundeten werden sofort nach ihrer Einlieferung in verschiedene Gruppen geteilt. Diejenigen, bei denen Anstehungsgefahr möglich ist, werden augenblicklich isoliert. Ganz besonders interessant ist der Saal der Verwundeten. Hier liegen alle, die operiert werden mußten, Leute, deren Gehirn durch Schußverletzungen berührt war, gehen vollkommener Heilung entgegen. Die Operationsräume und die Röntgenanlagen sind mit den neuesten Vervollkommnungen ausgestattet. Die Küchen sehen außerordentlich appetitlich aus. Unter den Ordonnanzköchen erblickt man viele Frauen in weißen Hauben. Es sind Damen der hohen Wiener Aristokratie. Das österreichische Rote Kreuz hat sich auf die glänzendste Weise bewährt. Es hat an der Front Feldlazarette organisiert, die jedes 300 Betten fassen und erstklassig ausgestattet sind. Es hat die glücklichsten Ideen verwirklicht und die Armeen mit bakteriologischen Laboratorien, beweglichen Wädern, Infektionseinrichtungen, Bügen, Automobilen, Rekonnvaleszentenstätten in reichlicher Weise versehen. Auch rein menschlich wird für die Soldaten in jeder Weise gesorgt. Wenn ein Verwundeter seine entfernt lebende Familie zu sehen wünscht, werden Frau und Kinder zu ihm gebracht, wobei das Rote Kreuz die Reisekosten bezahlt. Auch die Post und die Korrespondenzeinrichtungen für die Kriegsgefangenen dürfen nicht vergessen werden. Sie sind um so anerkennenswerter, da die zwölf Landessprachen das Korrespondenzwesen nicht leicht gestalten. Aber all dies vermag nur ein blasse Bild von dem Großen zu geben, das geleistet wird.“

Vor einem Jahr in Antwerpen. (Die Fahne auf der Kathedrale.) Ein Mitarbeiter, der vor einem Jahr mit den deutschen Truppen in Antwerpen einzog, schreibt uns: Die ganze tiefe Bedeutung der schwarzweißroten Fahne wird man wohl nicht so außerordentlich in den heimischen Städten empfinden, selbst an den schönsten Siegestagen, wie mitten im eroberten Feindesland. Man muß z. B. die deutsche Flagge auf der Kathedrale von Antwerpen flattern gesehen haben, um die ungeheure moralische Macht des dreifarbenen Tuches vollkommen würdigen zu können. Dann fühlt man erst so recht, was das heißt: Kruppische und Stobasche Mörserprall, methodische Arbeit der preussischen Pioniere unter schwerstem Granaten- und Maschinengewehrfeuer, lustiges Draufgehen der Marineinfanterie, todesverachtendes Stürmen der Bayern, Siegesjubel in der Heimat, Jahnefeiern bei dem Feind, neue Eisene Kreuze und auch neue vergossene Tränen um die lieben Gefallenen, daran erinnerte diese Fahne; denn sie da

oben hissen zu dürfen, das war die Krönung der wunderbaren Kriegsarbeit, das war die Belohnung Deutschlands! Diese Gefühle erfüllten damals die deutschen Herzen, aber man wird es den Antwerpenern nicht übelnehmen dürfen, wenn ihnen dieses Zeichen der im übrigen milden und liberalen deutschen Herrschaft anfangs recht peinlich war. Denn gerade die Kathedrale war das stolze Wahrzeichen ihrer alten und schönen Stadt. Sie war das Symbol und der Zeuge der vergangenen flämischen Geschlechter, der vielen Leidens- und Freudenstunden, die diese arbeitsame Stadt seit Jahrhunderten erlebt hatte. Um dieses Gotteshaus zu bauen, hatten die reichen Händler große Teile ihres in weiten und gefährvollen Reisen erworbenen Vermögens gegeben, um sie würdig zu schmücken, hatte Rubens die volle Kraft seines Genies verwendet, in tiefer Dankbarkeit für seine Heimatstadt. . . Und nun wehte da oben auf dem Turm, diesem schlanken, feingemeißelten Turm, von dem Karl V. schon sagte, er verdiene in einem Schrein aufbewahrt zu werden, die deutsche Flagge, 116 Meter hoch über der Stadt, so daß man sie von allen Plätzen, von allen Strassencken über die niedrigen Dächer sehen konnte, ja sehen mußte! . . . Eines Tages — ungefähr zwei Wochen nach dem Einzug der Deutschen — fiel mir auf dem Groenplaats, am Fuße der Kathedrale, eine Gruppe von Leuten auf, die mit fröhlich erstaunten Gesichtern zum Himmel emporblickten. Wahrhaftig! Es war keine Fahne mehr zu sehen! Und schon hörte ich einen Herrn, einen Wallonen, mit triumphierenden Stimme auf französisch erklären: „Ich habe es immer gesagt: die Engländer sind nicht weit; die Übergabe war nur eine Falle!“ Die Flamen schüttelten ungläubig den Kopf, denn man hatte sie schon so sehr belogen, daß sie an nichts mehr glaubten; aber auf ihren Lippen war es doch wie eine leise Hoffnung zu lesen: wer weiß? Da begann plötzlich die infolge der augenblicklichen Windstille bis dahin tatsächlich unsichtbare Fahne sich zu entfalten, und bald wehten wieder die schwarzweißroten Farben über dem Turm, über der Stadt. Die Flamen lachten aus ganzem Herzen über ihre eigene, allerdings geringe Enttäuschung, und ich blieb allein mit dem „Fransquillon“, der, nach einer ungemütlichen Pause, schließlich brummte: „Sale vent d'ouest!“ (Ekelhafter Westwind!) „Sie haben recht“, erwiderte ich, „er kommt aus England!“ Doch dann fügte ich ein wenig neugierig hinzu: „Es war vielleicht ein gutes Zeichen?“ „Sicher“, antwortete er hastig und flüsterte mir ins Ohr: „Ich weiß aus ganz bestimmter Quelle, daß die englische Flotte sich darauf vorbereitet, die Schelde- mündung zu erzwingen, um Antwerpen zurückzuerobern, und wenn sie die ganze Stadt zusammenstürzen muß.“ Eine solche Opferwilligkeit kam mir etwas verdächtig vor; ich fragte den Herrn: „Sind Sie während der Beschießung hier geblieben?“ „Nein. Ich bin gestern aus Berg-op-Zoom zurückgekehrt. Aber dort ist man gut informiert.“ „So? Und sind Sie aus Antwerpen?“ „Nein, aus Brüssel; und Sie?“ „Ich bin vor acht Tagen aus Berlin gekommen. . .“ O! Dieser Blick, den er mir zuwarf — bevor er schleunigst verschwand. . .

Neues über die Hörweite des Kanonendonners. Die Frage, auf welche Entfernung man den Kanonendonner hören kann, ist schon sehr oft und sehr verschieden beantwortet worden. Neuerdings veröffentlicht im „Figaro“ ein Einwohner von Neuilly-la-Franchise, das 8 Kilometer von Paris entfernt liegt, die Beobachtung, daß er in dem genannten Ort oft und deutlich den Kanonendonner gehört habe. Dieselbe Zeitung teilt mit, daß ein hoher Justizbeamter, der nebenbei ein berühmter Schriftsteller ist, bezeugt habe, daß man in Dijon und der Umgebung der Stadt das Geräusch der Kanonen genau wahrnehmen könne. Auch wenn der Wind aus der entgegengesetzten Richtung kommt, auch dann sind die Detonationen deutlich zu hören; nur ist die Intensität verschieden, je nach der Schwere der Kaskader. Da Dijon wenigstens 200 Kilometer von dem nächstliegenden Punkte der Front entfernt ist, so ersieht man daraus, welch ungeheure Strecke der Kanonendonner zurücklegt.

Neues aus Emanuel Geibels Schülerzeit. Der 100. Geburtstag Geibels, der in diesen Tagen mit dankbarem Gedenken gefeiert werden wird, stellt das Bild des „deutschen Reichsheroldes“ in großer Zeit wieder bedeutungsvoll vor die Seele und prägt manch herrliches Wort, manche wundervolle

Strophe dieses Vaterlandslängers tiefer ein. Aber auch die edle Gesamtpersönlichkeit des Dichters erscheint uns heute in hellerem Lichte, und dankbar sind wir für jede neue Mitteilung, die uns seinen Entwicklungsengang besser erkennen lehrt. Deshalb verdient eine Veröffentlichung Prof. Stoll's im nächsten Heft des „Grenzboten“ besondere Beachtung, in der uns ein Brief und 19 Gedichte aus Geibels Schülerzeit zum ersten Mal zugänglich gemacht werden. Die poetische Begabung Geibels zeigte sich schon in seinen Gymnasialjahre in überzeugendster Weise. Soll doch sein Direktor Jakob von ihm gesagt haben, daß er eine Herrschaft über die deutsche Sprache besitze wie kaum ein anderer Dichter. Einer seiner Lehrer vertonte 12 seiner Lieder, und der streng scheidende Dichter hat selbst eine ganze Anzahl von Gedichten aus seiner Schülerzeit der Aufnahme in seine „Gesammelten Werke“ gewürdigt. Der bisher ungedruckte Brief und die neuen Gedichte sind am seine Waise, Marie Ganslandt, gerichtet, der die erste Jugendstimmerei des Sekundaners gegolten. In ihrem Nachlaß fanden sich 32 Gedichte Geibels aus den Jahren 1832—1843, von denen 13 bereits früher veröffentlicht waren. Die ersten 10 waren, in kleinster Handschrift auf eine einzige Achteckseite zusammengeschrieben, dem Geburtstagsbrief zum 13. Februar 1834 als Angebinde beigelegt, und dieses Schreiben selbst ist auch ein Stück formvollendete Poesie, des Dichters würdig, der scherzweise von sich behaupten konnte, nie eine Zeile Prosa geschrieben zu haben. Der Brief, aus dem wir einige Stellen wiedergeben, ist nach dem Briefe an Chamisso von 1832 der früheste, der von Geibel bekannt geworden ist, und offenbart bereits die erstaunliche Frühreife und Abgeschlossenheit im Stil des jungen Gymnasialisten. Bedeutsam ist es, daß er schon hier sich als begeisteter Verehrer der norddeutschen Landschaft offenbart und dem Bäschen „im blauen, sonnigen Hessenland“ ein Loblied auf seine Heimat an der Ostsee singt: „Mögen bei Euch die Bäume früher grünen und die Blumen zeitiger aufsprossen — wir haben mehr; mögen bei Euch die Frühlingslüfte wärmer und zarter sein, und die Früchte voller und süßer — wir haben doch mehr; mögen bei Euch die Berge stehen, die schönen stolzen Berge mit ihrem freien Odem und ihren herzigen Wäldern, mit ihren schlanken Tannen und rauschenden Giechbächen — wir haben doch mehr! Wir haben die große herrliche See mit ihren Bogen und Rufen, mit ihren Schäumen und Spiegeln, und mit den hunderttausend Wundern der Tiefen! Denkst Du wohl bisweilen an sie zurück? Ich weiß, Du hattest sie so lieb — denkst Du an sie, wie die Sonne aus ihr auftauchte, wie ein zerfließender Rubin, wie der Mond still über ihr schwebte und das ganze Horn seines Lichtschimmers auf sie herabgoß; wenn sie so still um Mittag lag, eine blaue endlose Fläche, überblickt von goldenen Schimmern — ferne zogen weiße Segel wie Schwäne dahin, der Himmel glänzte wolkenlos blau, und in den roten Wimpeln der eingelaufenen Schiffe spielte der leise Luftzug — denkst Du daran?“ Und dann schwelgt er in schönen Grünerungen: „Da kommt mir ein Sommerabend von 1832 in den Sinn; so schön wie damals habe ich das Meer nie gesehen. Du warst mit Johanna an den Strand hinabgegangen, und ich hatte Euch begleitet. Die Sonne war hinunter, aber in der Atmosphäre schwamm ein wunderbares Hell Dunkel. Himmel und Meer zerfloßen ineinander in düstigem Blau, die Küsten lagen auch in blauer Dämmerung, blauer Nebel schwebte über den fernen Wäldern. Wir aber gingen auf den schmalen Steg und stiegen in das angekettete Boot und wiegten uns auf der ruhigen Flut. Und von der Terasse herüber schwebten einzelne Musiklaute von Musikinstrumenten; es klang fast wie Geisterstimmen, und doch war es mein Lieblingslied; meine Seele schlummerte ein und träumte, träumte süß von zukünftigen Frühlingsen und zukünftigen Wäldern — Hörnerklang — Wellengesang — Wellengesang — — — Das unendliche Blau des Meeres erinnerte ihn an die blaueäugige blondblonde Waise, und so fährt er fort: „Blau war von jeher meine Lieblingsfarbe, und wenn ich mich einmal in etwas verlieben sollte, so wird es gewiß etwas Blaues sein. Aber harte ist Dein Geburtstag, dazu meinen Glückwunsch aus vollem Herzen! Ich möchte Dir auch gerne etwas schenken, aber ich habe nichts als ein paar Lieder. Willst Du sie? Es sind die ersten Weichen von jenem Liebesfrühling, von dem ich am blauen Abend träumte, die Rosen und Lilien werden, so Gott will, schon später nachkommen.“